

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

Visionen zu einer zukunftsfähigen Kirche

Impulsvortrag 7. April 2011, Bremen

Jobst Kraus

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2011 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll
E-Mail: info@ev-akademie-boll.de
Internet: www.ev-akademie-boll.de

Visionen zu einer zukunftsfähigen Kirche

Impulsvortrag 7. April 2011, Bremen

Jobst Kraus

Impulsvortrag im Rahmen des Frühjahrsempfangs des Evangelischen Bildungswerkes Bremen unter dem Thema „Ökologische Bildung: mission possible“ am 7. April 2011

1. Folgen einer langjährigen organisierten Verantwortungslosigkeit

Global erleben wir gerade die furchtbaren Folgen einer langjährigen organisierten Verantwortungslosigkeit, eines material- und ressourcenintensiven Konsum- und Lebensstils. Wohl noch nie in der Menschheitsgeschichte sind wir dabei unsere Lebensgrundlagen und damit uns selbst zu zerstören. Verantwortlich für diesen letalen Prozess sind vornehmlich die herrschenden Eliten in den Industrieländern, denen nur langsam bewusst wird, dass sie durch ihre Politik, Forschung, Wirtschafts- und Konsumweise den Klimawandel verursachen und beschleunigen, nukleare Katastrophen wie auch den Verlust der Artenvielfalt in Kauf nehmen, die Meere ausplündern und vermüllen. Das auch daraus mit bedingte globale Hungerelend und die weltweit wachsenden Flüchtlingsströme sind die Folgen globaler wie nationaler Ungerechtigkeit. Neben der Natur wird global auch die Würde des Menschen zerstört.

2. Die Kirchen schwimmen mit und befinden sich in einer babylonischen Gefangenschaft

In dieser nur angedeuteten gesellschaftlichen Lage praktizieren Kirchen „business as usual“, haben sich - von Ausnahmen abgesehen - weitgehend mit den Verhältnissen arrangiert und nehmen sich durch ihren Dualismus von Himmel und Erde, der sich dann auch in der Zwei Reiche Lehre kirchlicher Praxis wieder findet, den eigenen Veränderungsimpuls. Entsprechend glänzen Kirchen mit Synodalbeschlüssen und Denkschriften (Note 1-2), deren Ansprüchen sie in der eigenen Praxis gewaltig hinterherhinken. So erleben wir eine engagierte kirchliche Entwicklungspolitik auf der einen Seite und gleichzeitig eine kirchliche Wirtschaftsweise, die mit ihrer individuellen Motorisierung (80 - 100.000 Neuwagenbeschaffung pro Jahr) die Schöpfung vor die Wand fährt oder – um nur zwei Beispiele zu nennen – als Inhaberin der GEPA zwar den fairen Kaffeekonsum mit angeschoben hat, selbst in ihren Einrichtungen aber nur etwa einen Anteil von 6 % fairen Kaffeekonsum vorweisen kann. Schon vor fast 20 Jahren errechnete das Projekt „Energisch Energiesparen in der EKD“ eine durch CO₂ Emissionen bedingte Klimaverantwortung, die größer als die des Staates Bolivien ist. Die damaligen Empfehlungen vor dem Hintergrund der errechneten Einsparpotentiale verschwanden aber in der Schublade. Seit Tschernobyl werden die Kirche nicht müde den Ausstieg aus der Atomenergie zu fordern, produzieren durch ihren Strombezug aber immer noch Tonnen von Atommüll und sehen sich – trotz hoher finanzieller Rücklagen – nicht in der Lage engagiert in Energieeffizienz und Erneuer-

erbare Energien einzusteigen. Die GEPA gehört den Kirchen, aber im „eigenen Haus“ wird nur zu ca. 6 % fairer Kaffee getrunken. In anderen Bereichen ist es ähnlich. So geben Kirchen mit ihrem Verwurzelsein in die kapitalistische Konsumgesellschaft alles andere als ein glaubwürdiges „gutes Bild“ ab, das – nach dem immer noch geltenden Motto „Wie im Westen, so auf Erden“ – nachhaltige Veränderungsimpulse in der gesamten Ökumene setzen könnte. Fei Tevi, Generalsekretär des pazifischen Christenrates betont immer wieder, dass ein Wirtschaften der Kirchen in Europa, von dem weltweit kein Schaden ausgeht, viel wichtiger ist als in den Süden geschickte Euros.

3. Umsteigen in eine ökologisch – solidarische Zivilisation

Angesichts der gewaltigen globalen Herausforderungen, verursacht vornehmlich durch die hoch entwickelten Industrieländer und deren Fixierung auf die bisher Erfolg bringende fossil-nukleare und materialintensive Wachstumsstrategie, ist es an der Zeit, den Übergang in eine Gesellschaft zu finden, deren Kennzeichen ein Minimum an Ressourcenverbrauch, ein hohes Maß an Naturverträglichkeit und eine Form der Selbstbegrenzung ihrer Bürgerinnen ist. Letzteres ergibt sich auch aus dem Anspruch von Gerechtigkeit, nachdem allen Menschen weltweit ein gutes Leben möglich sein muss. Angesichts der Belastbarkeits-Grenzen unseres Planeten stellt sich dann schnell die Frage, welcher Konsum- und Lebensstil globalisierbar ist. Weder der Grad der individuellen Motorisierung (dann gäbe es weltweit mehr als 4,5 Mrd. PKW bei derzeit ca. 950.000) noch der Papierverbrauch (wenn global jeder Mensch soviel wie in Deutschland (240 kg pro Kopf und Jahr) verbraucht, müsste innerhalb eines Jahres fast der gesamte Waldbestand der Erde in die Papierfabriken) - um nur zwei Beispiele zu nennen, lassen sich zum Maßstab für alle Menschen machen.

Die bisherige Orientierung an der Maxime „schneller höher, weiter“ muss dem Maßstab „weniger, anders, besser“ weichen, wie es die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“ (www.zukunftsfähiges-deutschland.de;) beschreibt. Es gilt möglichst schnell den Übergang in eine ökologische Zivilisation zu finden. Den Kirchen stünde es besonders gut an, zu dieser großen Transformation von Gesellschaft und ihren Organisationen (siehe auch www.wbgu.de;) beizutragen.

4. Warum ändert sich so wenig und wie lässt sich das ändern?

Engagierte Bildungsarbeit erlebt sich oft ohnmächtig und steht ständig vor der Frage, wie es gelingen kann, mit ihren Angeboten nicht nur Zusammenhänge zu klären und Menschen zu ermutigen, sondern auch Gesellschaft verändernde Prozesse anzustoßen, bevor dies Katastrophen erzwingen – auch wenn es da eine kurze Halbwertszeit von Veränderungswillen gibt.

Die derzeitige Situation lässt sich auch beschreiben als eine Form der kurzfristigen oberflächlichen Problemlösung (und Interessensbefriedigung) auf Kosten vermeintlich in der Zukunft zu behebender Schäden (grüne Gentechnik, Atomtechnik, Erdölverbrauch). Faktisch werden die Probleme auf die Zukunft und kommende Generationen verschoben. Zu beobachten ist eine Art folgenarmer Betroffenheit oder auch kollektiver Schizophrenie.

Warum ändert sich so wenig? Nachstehend einige Stichworte:

- Die Schwerfälligkeit und Veränderungsresistenzen von Verwaltungsstrukturen
- Der fehlende Blick auf das Ganze, den Zusammenhang, der eine vermeintlich individuell rationale Entscheidung als gesellschaftlich irrational entlarven würde. Entsprechend fehlen auch Blick und Respekt für die Gemeingüter, die Commons.
- Dass wir zu wenig Zeit haben (und uns nehmen), sowohl für eine inhaltlich differenzierte Betrachtung als auch für das, was aktuell umzusetzen wäre
- Fehlendes Qualitätsbewusstsein, bzw. die Verwechslung von Qualität und Quantität (bei Lebensmitteln)
- Die Kurzfristigkeit des Betrachtungshorizontes, was u.a. zur Orientierung an Billigkeit statt an einer Langfrist-Ökonomie führt.
- Das Zögern vor Entscheidungen und deren Umsetzung. Man sagt eher, „bitte nach Ihnen“ und wägt alles noch mal und noch mal ab ohne vielleicht auch mal seinem „Bauchgefühl“ entsprechend zu handeln
- Die Anfälligkeit für die kulturelle Bedeutungshaut der Dinge (z.B. des Autos) und die damit verbundene Güterabhängigkeit. Warum machen wir uns die Medien und anderes nicht dienstbar statt sie so intensiv und uns überfordernd zu nutzen?
- Weil alles so leicht geht und die in früheren Zeiten dazwischenstehende Mühe – technologisch bedingt – ausgewandert ist. Ein Beispiel hier ist der Wechsel von den selbst zu beheizenden Einzelöfen zur Zentralheizung mit Thermostateffekt. Statt der Mühe steht heute der Preis dazwischen, dem aber die eigene Erfahrung abgeht(wer denkt bei Stromverbrauch an die Leiharbeiter in Fukushima) und der letztlich ohne die externalisierten ökologischen und sozialen Kosten noch zu niedrig ist(Energiekosten).

..und wie lässt sich das ändern? Hier einige Andeutungen

- Notwendig ist die Entdeckung des eigenen Schreibtischs/Werkbank, Küchentisch als Tatort. Für LehrerInnen – wie alle BildungsarbeiterInnen - könnte dies heißen, die Schule/Bildungsstätte auch als eigenen Lern – und Veränderungsort zu entdecken und dabei auch zu riskieren, die Grenzen der eigenen Arbeitsplatzbeschreibung zu überschreiten. Wichtig wäre es, sich nicht nur um die Lerninhalte zu kümmern, sondern für deren heimlichen Lehrplan sensibel zu sein (so wurde früher der Buchstabe P gelernt: Tante Paulas Porsche parkt unter einer Palme und hupt) und sich um das „Drumherum“ zu kümmern(Architektur, Beschaffung, Heizung etc.)
- Institutionelle Konflikte zu riskieren und trotzdem kommunikativ zu bleiben
- Sich der Frage der Globalisierbarkeit eigener Entscheidungen zu stellen: wenn weltweit ein ähnlicher Mobilisierungsgrad gelten würde, wie Bad Boll mit 5000 Einwohnern und 3100 PKW, dann hätte dies Erde 4,5 Mrd. Fahrzeuge(heute etwa 900 Mio.) was auch bei Einliterautos ein ökologisch ein Desaster wäre.
- Nachhaltigkeit integrativ zu praktizieren, als grün-roten Faden anzusehen, der alle Themenbereiche durchdringt – und eben nicht additiv. Dann kommt es oft zur Überforderung (was muss ich noch alles machen). In Unternehmen findet sich eine besondere Spielart des additiven: sie werden

im Rahmen von CSR erst dann nachhaltig aktiv, wenn der Gewinn gemacht ist – und eigentlich sollte Nachhaltigkeit Handlung leitendes Prinzip für den gesamten (Produktions-) Prozess sein.

- Probleme ganzheitlich betrachten, da sich dadurch neue Blickwinkel, Perspektiven, Auswege wie Übergänge ergeben. Für Bildungsarbeit hieße dies auch, sie eher ganzheitlich anzulegen und nicht nur arbeitsteilig in Fachbereichen zu behandeln, also ökologische Bildung auch mit Fragen von Verteilungsgerechtigkeit, Arbeitszeitverkürzung, Design und Architektur, Stadtplanung, Kunst und Kultur zu verbinden. Kirchenführungen sollten sich nicht nur mit „alter“ Kunst, sondern auch praktischer Baugeschichte („wer baute das siebentorige Theben“), Beleuchtung und Beheizung damals und heute, etc. und den entsprechenden ökologischen Effekten beschäftigen
- Nicht auf die Wirkung von Papieren allein zu vertrauen, sondern auch die Sinne ansprechen, über ein „Lernen im Vorübergehen“ Aha-Effekte erzeugen, neugierig machen und Menschen auf den Geschmack bringen
- Der eigenen Neugier folgen und nachfragen (in Läden und Gaststätten nach der Herkunft der Produkte)
- Die eigenen (Ohnmachts-) Ängste zu lassen, in sich hineinhören, den eigenen Schmerz, erlittene Missachtung (als Bürger nicht gehört zu werden) empfinden und sich dann auch zu empören. Marianne Gronemeyer schreibt in ihrem Buch „Genug ist Genug“ – über die Kunst des Auf – Hörens“, dass beides zusammenkommen sollte – das Innehalten – im Sinne von Auf etwas hören - und das tatsächliche Schlussmachen, beenden, sich nicht mehr sich zu beteiligen
- Situationen des gemeinsamen Handelns ermöglichen, um die Erfahrung zu machen, dass ich viele bin („Gemeinde handelt gemeinsam“).
- An den ökologisch und sozial verträglichen Eigennutz anknüpfen und Zukunft attraktiv machen, so dass Menschen sagen, in dieser Gesellschaft, in dieser Stadt, auf diesem Dorf möchte ich auch in Zukunft gerne leben

5. Kirchen wären prädestiniert im Blick auf die anstehende große Transformation glaubwürdig voranzugehen.

Die Voraussetzungen sind gegeben:

- Kirchen sind in Dörfern und Städten mit ihren Gemeinden wie ihren Einrichtungen (noch) flächendeckend präsent
- Die notwendige Handlungsperspektive einer nachhaltigen Entwicklung deckt sich mit ihren eigenen Ansprüchen und Leitbildern. Die „Erfindung“ des Konziliaren Prozesses „Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung“ geschah noch vor Rio 1992 mit den drei Säulen von Ökonomie, Ökologie und Soziales, wobei der Ökonomie in der Praxis eine Vormachtstellung zu kommt, während sie im Konziliaren Prozess nicht vorkommt.
- In der Summe ihrer Einrichtungen(18.000 Kirchengemeinden, 5000 große Einrichtungen von der Schule bis zum Krankenhaus) ist sie Großverbraucher und hat oder hätte mit ca. 35 Mrd. € ein

große Marktmacht, um öko-faire Produkte nachzufragen, von der Bio-Karotte bis zum 2 Liter Auto

- Sie hat sich selbst mit der Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“ (Frankfurt 2008) das Handbuch des Wandels geschrieben und Orientierungspunkte mit „weniger, anders, besser“ oder ähnlich „ressourcenleicht, naturverträglich und selbstbegrenzt“ gesetzt, die sie „nur“ in konkrete Ziele mit einem definierten Zeithorizont umsetzen müsste.
- Für diesen Aufbruch in die große Transformation verfügen die Kirchen über eine Fülle von Anknüpfungspunkten, von „best praxis“ im Nachhaltigkeitsbereich, die oft nur zu wenig bekannt sind (Bad Boll, Haus am Schüberg, Kirchenwindmühlen, grüner Hahn, GEPA, Welt-Läden, etc.)
- Und Kirchen haben eigene Bildungseinrichtungen, die Kirche und Gesellschaft auf dem Übergang in eine ökologische Zivilisation behilflich sein könnten

6. Kirchen könnten dazu beitragen Zukunft attraktiv zu machen

Hierzu müssen Kirchen selbst veränderungsoffen werden und sich zielorientiert und glaubwürdig – wenn auch in kleinen, aber stetigen Schritten – selbst in Richtung Nachhaltigkeit bewegen.. Dazu braucht es nicht nur eine veränderungsbereite, unterstützende Verwaltung, sondern vermutlich auch ein neues Verständnis von Gottesdienst (in dem gesellschaftlicher Diskurs mit Blick auf die lokale Ebene stattfindet), eine innovative Gemeindeentwicklung und auch eine Bildungsarbeit, die auch vom Handeln (Mitnahme in Handlungsprozesse) zum Wissen führt.. Es gilt in Anknüpfung an die Ängste und Sehnsüchte der Menschen in diesen die Phantasie und den Mut zu wecken, sich für ein gutes Leben für alle Menschen praktisch zu engagieren.

Wie Zukunft sein könnte beschreibt ein Auszug aus einer Vision....

Üblich geworden war die 25 Stundenwoche, sowohl in der kirchlichen Verwaltung als auch im gemeindlichen Pfarrdienst, selbstverständlich nicht bei vollem Lohnausgleich. Nur so war es möglich gewesen, möglichst viele Menschen zu beschäftigen und ihnen – nach ihren Fähigkeiten eine sinnvolle Arbeit zu geben. Pfarrfrauen und Pfarrer bekamen immer mehr die Rolle eines vernetzenden und ermutigenden Moderators. So konnten auch kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die positiven Erfahrungen von Entschleunigung und Zeitwohlstand erleben. Die tägliche Hetze fiel weg und erleichterte den Umstieg aufs Fahrrad.

Bemerkenswert war übrigens, dass Diakoniestationen als erste voll auf Elektromobilität umstiegen und ihre Ladestationen gleichzeitig Quartierskühlhaus und Energiespeicher geworden war. So wurde manche Diakoniestation auch zum Dorfmittelpunkt. Üblich war es, Pfarrfrauen und Pfarrer auf dem Fahrrad durch ihren Sprengel fahren zu sehen. Seelsorgearbeit hieß nun auch Absteigen vom Fahrrad und nicht mehr nur hinter der Weltschutzscheibe eines PKWs herauswinken.

Die Tatsache, dass sich viele Bürgerinnen eines Quartiers an Gemeindeentwicklung und den Zukunftsprojekten beteiligten und mit ihren Kompetenzen einbringen konnten, führte zu zahlreichen Veränderungen. Immer weiter steigende Energiekosten beflügelte die Phantasie zu Sparen oder Energie selbst erneuerbar

zu erzeugen. Zwei besonders pfiffige Initiativen – entwickelt im Rahmen des Grünen Gockels – verdienen besonders erwähnt zu werden:

Eine aus dem Jahr 1964 stammende Betonkirche wurde als Denkmal erhalten, bekam aber mit einer neuen Multifunktionskirche in Holzständerkonstruktion im Innenraum eine neue Füllung. Zusätzlich wurden die Zwischenräume als Kreuzgang und Ausstellungsfläche genutzt.

Die Entwicklung einer Klein-Biogasanlage brachte einen Kirchengemeinderat auf die Idee, doch mit dem Strom und der Abwärme das Gemeindezentrum und die umliegenden Gebäude mit Warmwasser und Wärme im Winter zu versorgen. Besucher waren gebeten ihre Garten – und Küchenabfälle vor dem Gottesdienst mitzubringen und als „Grünopfer“ in einen Schacht zu werfen, der mit einem unterirdischen Container verbunden war. Gleichzeitig hatten die Gemeinde und die umliegenden Bewohner Kompost für die eigenen Gärten.

Überhaupt waren Energieerzeugung und die kollektive Nutzung von Fahrzeugen und Geräten zu einer wichtigen Einnahmequelle für die Gemeinden geworden. Es drehten sich kleine Windräder, die Fassaden und Dächer waren mit Photovoltaik bedeckt, Warmwasser wurde überwiegend auch solar erzeugt. So wurden Gemeinden mit der Zeit zu Energiespeichern – im doppelten Sinn, Wärmespender für eine damals immer kälter gewordene Gesellschaft.

Was tat sich sonst: Gemeindehäuser öffneten sich für Bürgergruppen, organisierten den gesellschaftlichen Dialog, waren Orte kollektiver Nutzung von Büchern, Gartengeräten, Computern – sogar in diesem Bereich der elektronischen Medien versuchte man ein rechtes Maß zu finden, das zugleich global verträglich ist. Das Dorfkinos im Gemeindehaus ersetzte den häuslichen Fernsehapparat und public viewing gab es nicht nur zu sportlichen Großereignissen sondern auch zu entwicklungspolitischen Filmen und – via Skype – zu den Weltversammlungen des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Während Gemeindehäuser früher tagsüber wie ausgestorben waren, fand man nun kleine Handwerks- und Reparaturbetriebe. Unter dem Motto „morgens gebracht – abends gemacht“ wurde Kinderspielzeug in Stand gesetzt oder aus abgewetzten aber heiß geliebten Klamotten etwas Neues Schickes geschneidert.

Aufsehen erregt hat die Synode im Jahr 2016 als sie zur Rückkehr zum Sonntagsbraten aufrief und sich dabei den Zorn des Metzgerhandwerks zuzog. Aber auch dies wurde öffentlich diskutiert und man akzeptierte als Kunde, dass der Braten oder die Wurst eben seinen Preis hat, da auch Tieren Zeit und Auslauf gewährt wurde. Fairtrade war nicht mehr nur auf Südpunkte beschränkt, sondern galt auch für Milch, Brot und viele andere Lebensmittel. Dies machte es aber auch notwendig, dass die Kalkulationen der Produzenten und Verarbeiter offen gelegt wurden.

Interessant war es zu beobachten, wie in den Gottesdiensten inhaltlich gestritten wurde und ethische Maßstäbe wie berufliche Zwänge der Gemeindeglieder wie auch ihre Ängste und Hoffnungen transparent wurden.

Auch die Kirchengemeinden in Stuttgart änderten sich, was sich auch in der Architektur und Nutzung der Gebäude spiegelte. Mit anderen Gruppierungen zusammen beteiligten sie sich am Experiment einer lebenswerten Stadt und ihrer vielfältigen Kultur. Es war wieder ein Genuss sich im öffentlichen, weil entlärnten Raum aufzuhalten, zu disputieren, Boule oder Schach zu spielen. Auf den Dächern wurden Gemüse und Blumen geerntet. Man sah Vorleser und Erzählerinnen, denen Erwachsene wie Kinder lauschten.

ten. Es gab Bibliotheken wie Sprachkurse aller Art unter freiem Himmel (auf den Druck der Kirchen hin hatte sich Deutschland als Einwanderungsland den Nationen geöffnet, die vom Klimawandel besonders betroffen waren).

Noch vor Jahren als unmöglich angesehen, wurden innerstädtisch im Sommer und Herbst Holunderblüten oder Kornellkirschen gesammelt. Auf öffentlichen Plätzen wurde Theater gespielt. Die Bürger sprachen von ihrer Stadt, da diese nicht nur ihnen gehörte, sondern sie auch über ihre gemeinsame Zukunft mitbestimmen konnten. Damit hatte die Gegenbewegung zu Stuttgart 21 nicht nur die kommunale, sondern auch die kirchliche Planungskultur verändert.“¹

Jobst Kraus war bis 30. Juni 2011 Studienleiter für Umweltpolitik und nachhaltige Entwicklung in der Evangelischen Akademie Bad Boll.

¹ Auszug aus Jobst Kraus, „Selbstbegrenzt, weltoffen und gastfreundlich“ – Die Vision einer zukunftsfähigen Kirche in Württemberg im Jahr 2040, Bad Boll November 2010